

mach es selbst mit ändern!

Kreative Selbermacher erobern Märkte mit Handgemachtem, sie gestalten gemeinschaftlich Gärten, nähen eigene Kleider, betreiben mit Liebe und Mühe Boutiquen oder Labels. Do It Yourself: Eine Revolution der Märkte oder eine Anpassung an die Erfordernisse der Arbeitswelt?

→ Jens Thomas im Gespräch mit Verena Kuni

do It Yourself (DIY) erfährt eine neue Dynamik: «Mach es selbst» wurde Ende der 1970er Jahre im linken Spektrum bewusst auf die Agenda gesetzt, um Autonomie und Selbstbestimmung jenseits verfestigter Alltags- und Arbeitsstrukturen zu gewährleisten. DIY stand für eine Kultur des Amateurs und war zugleich eine Verweigerungshaltung vor den Marktmechanismen der Grosskonzerne.

Heute arbeiten Selbermacher in den verschiedensten Branchen und erleben eine Renaissance. Was tut sich da auf? Bahnt sich eine «Revolution» der Arbeitswelt und Konsummärkte an? Verena Kuni, Kunst-, Medien- und Kulturwissenschaftlerin, Mitherausgeberin des Sammelbandes «Do It Yourself – die Mitmach-Revolution» und Kuratorin der gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kommunikation in Frankfurt darüber, wie das Selbermachen die heutigen Lebensweisen verändert.



Jens Thomas: Frau Kuni, seit einiger Zeit ist überall von Do It Yourself und vom Selbermachen die Rede. Müssen wir uns die Zähne bald selber ziehen?

Verena Kuni: Nein, so weit wird es hoffentlich nicht kommen. Das Selbermachen hat auch Grenzen.

Die da wären?

Seine Kompetenzen zu kennen und die Konsequenzen ihrer Überschreitung – für sich und andere – verantwortlich abschätzen können. Ich möchte weder mir noch anderen Zähne ziehen müssen.

Wie erklären Sie sich den derzeitigen Trend zum Selbermachen?

Das hat viele Gründe. Vor allem ist es doch sehr befriedigend, etwas selbst gemacht zu haben. Dieses Selbstwertgefühl kann man sich nicht kaufen. Aber

natürlich ist es interessant, wenn das in einer durchaus konsumorientierten Gesellschaft zum Verkaufsschlager wird. Die Baumärkte – die an sich natürlich schon immer vom Heimwerken leben – haben das in Deutschland wohl als erste wieder nach vorn gebracht.

Wenn man sich für die jüngere Entwicklung interessiert, lohnt es, sich entsprechende Werbekampagnen genauer anzusehen: Slogans wie «Selbst ist der Mann» allein ziehen nicht mehr – schon deshalb, weil Frauen mittlerweile gute Kundinnen sind. Und es geht eben auch vor allem um (Selbst-)Verwirklichung, um das «eigene Projekt». Gerade in letzter Zeit wird auch der ökonomische Aspekt wieder verstärkt diskutiert. Oft wird suggeriert, Selbermachen sei billiger.

Selbermachen vermittelt ein Gefühl für den Wert einer Arbeit und eines Produkts – also auch, warum bei «Geiz ist geil» garantiert jemand auf der Strecke bleibt.

Ist es das?

Nicht unbedingt. In manchen Fällen sicher, in vielen jedoch nicht. Das liegt nicht einmal daran, dass die für Eigenproduktionen gekauften Produkte nicht billiger sein können als ein Fertigerzeugnis oder die eigene Arbeitskraft im Vergleich zur Fachkraft billiger ist. Aber würde man in dieser Zeit einer erlernten und angemessen bezahlten Tätigkeit nachgehen und berücksichtigt man den Aufwand zum Selbermachen – die Recherche, Fahrt- und Arbeitszeiten sowie erste Fehlschläge beim Selbsterstellen – ist das Selbermachen unter dem Strich nicht billiger. Unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit kann es aber durchaus auch öko-

Verena Kuni, Mitherausgeberin des Buches DIY – die Mitmach Revolution und Kuratorin der gleichnamigen Ausstellung in Frankfurt am Main. Foto von Elke Foedisch/JWGU
Alle weiteren Bilder von Verena Kuni



DIY – die Mitmach Revolution

nomisch sinnvoll sein, wieder mehr selbst zu machen bzw. sich in lokalen Produktionsgemeinschaften und -ökonomien zu bewegen. Ersteres vermittelt zudem ein recht gutes Gefühl für den Wert einer Arbeit und eines Produkts – also auch, warum bei «Geiz ist geil» garantiert jemand auf der Strecke bleibt.

Ob 1912 oder heute: Do It Yourself war schon immer ein Verlangen nach Veränderungen und Verbesserungen.

Richard Sennett schrieb über den homo faber, den Hersteller von Dingen, dass er Dinge gut macht, weil er seiner Arbeit mit Hingabe nachgeht. Wie wichtig ist Selbstwerdung und die Reflexion über die Arbeit beim Prozess des Selbermachens?

Der reflexive Anteil hat beim Selbermachen einen enormen Stellenwert – und zwar nicht erst, wenn eine intellektuelle bürgerliche Schicht zum Hammer greift. Es gibt ja tatsächlich auch eine Intelligenz der Hand. Sennett wiederum geht es um einen erweiterten Begriff des Handwerks, der sich nicht darauf beschränkt, etwas Materielles herzustellen. Entscheidend sind vielmehr die Fähigkeiten, die Selbstermächtigung im Prozess der Arbeit, die Wertschätzung, Sorgfalt und Liebe zum Produkt. Und zwar im «richtigen Mass» – auch das betont Sennett. Der «craftsman», der Handwerker oder die Handwerkerin weiss, wann er/sie aufhören muss und wovon er/sie besser die Finger lässt.

Der Begriff «Do It Yourself» kam erstmals 1912 auf. Was unterscheidet das Selbermachen heute von damals?

Der gesellschaftliche und natürlich auch der technologische Kontext ist heute ein anderer. Das Selbermachen durchdringt mittlerweile sämtliche Berufs- und Bildungsschichten, es lokalisiert sich nicht mehr nur auf das ursprüngliche Segment von Heimwerken, Handarbeit und Bastelei. Eine Gemeinsamkeit hingegen ist, dass DIY schon immer ein Verlangen nach Veränderungen und Verbesserungen war. Das war schon um die Jahrhundertwende hin zum 20. Jahrhundert so.

Die Arbeitswelt hat sich in den letzten drei Jahrzehnten durch die Digitalisierung sämtlicher Lebens- und Arbeitsbereiche entkörperlicht. Ist das Selbermachen auch eine Art Gegentrend, Dinge wieder selbst herstellen zu wollen und dabei Körper und Hände zu benutzen?

Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Die Verbindung zwischen Hand und Wort wird durch die Digitalisierung der Arbeits- und Lebenswelt nicht mehr ausreichend befriedigt. Darum gibt es wieder eine Sehnsucht nach dem Haptischen. So sind plötzlich eher verachtete, wenn nicht gar verhasste Handarbeiten wie Stricken, Häkeln, Sticken wieder in. Es gibt einen Trend zum «Analogitalen», man möchte die Dinge wieder anfassen können.

Sie sind Mitherausgeberin des Buches «Do It Yourself – die Mitmach-Revolution». Was wird denn revolutioniert?

Mit dem Begriff «Revolution» muss man natürlich vorsichtig sein. Eine Revolution ist per Definition eine Umwälzung des Bestehenden, eine Veränderung der Verhältnisse, die von vielen gewollt und getragen wird. Revolutionen haben die Tendenz, früher oder später ihre eigenen Kinder zu fressen, so lehrt uns die Geschichte. Das lässt sich, vielleicht etwas ➤



oben: Ausstellung «Do It Yourself» – die Mitmach Revolution im Museum für Kommunikation in Frankfurt am Main, Januar 2012.

weniger brutal, auch von so mancher Alternativbewegung sagen. Sympathisch ist aber auf jeden Fall der Akt des «Zusammen-Machens», der Solidarisierung, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen, das zuvor utopisch schien. Mit dem Buchtitel wollen wir in erster Linie diese positive Kraft ansprechen. Etwa den gegenseitigen Austausch, das Voneinander und Miteinander-Lernen. DIY steht für selbst bestimmtes, selbstorganisiertes Arbeiten, Lernen, Handeln.

Viele können ihren Lebensunterhalt vom Selbstgemachten nicht bestreiten. Studien zeigen, dass bei Künstler- und Kulturdienstleistern das Durchschnittseinkommen meist weit unter dem liegt, was andere Erwerbstätige mit vergleichbarem Bildungsniveau erzielen. Sind das nicht auch neue Risiken und Marktzwänge?

Sicher. In diesem Sinne kann man auch den Werbespruch der Handelsplattform für Selbstgemachtes, «Etsy», durchaus doppeldeutig lesen: «Sell yourself» heisst eben nicht nur «verkaufe selbst» sondern auch «verkauf dich selbst». Auffällig viele der kleinen Läden sind in der Ära «Ich AG» aus dem Boden geschossen. Für das Selbermachen entscheidet man sich immer nur bedingt freiwillig bzw. individuell, und in jedem Trend sind auch gesellschaftliche Konditionen bzw. Zwänge enthalten.

Ein ganz wichtiger Punkt. Die Verbindung zwischen Hand und Wort wird durch die Digitalisierung der Arbeits- und Lebenswelt nicht mehr ausreichend befriedigt.

Holm Friebe und Sascha Lobo nannten ihr Buch über die Digitale Bobème vor ein paar Jahren «Wir nennen es Arbeit». Hätte man es auch «Wir nennen es Selbstausbeutung» nennen können?

Auch diesen Titel kann man auf zwei Arten lesen. Zum einen deutet das Selbermachen auf den Prozess der Selbstökonomisierung hin und bildet prekäre Existenzen ab. Zum anderen heisst «Wir nennen es

Arbeit» aber auch, dass es wirklich Arbeit ist. Und kein Freizeitspass, für den kreative, künstlerische, aber auch intellektuelle bzw. immaterielle Arbeit gerne gehalten wird. Das gilt auch für DIY: Im Selbermachen und Selbstgestalten stecken Mühe und Arbeit drin.

Besteht so aber nicht die Gefahr, ganze Bereiche als Arbeit zu bezeichnen, die nicht oder zumindest nicht hinreichend entlohnt werden?

Warum sollte das eine Gefahr sein? Nicht umsonst ist aus feministischer Perspektive immer darauf hingewiesen worden, Hausarbeit sei Arbeit. Das Problem ist, dass sie bis heute nicht als vollwertige Arbeit anerkannt bzw. entsprechend entlohnt wird – obwohl sie am Bruttosozialprodukt einen erheblichen und auch berechenbaren Anteil hat. «Wir nennen es Arbeit» heisst insofern vor allem: Wir nennen es Arbeit, weil es Arbeit ist.

Für die Politik kann das aber auch heissen, es gibt genügend Arbeit, kümmert euch bitte selbst drum. Wäre es nicht gerade Aufgabe der Politik, prekäre Existenzen besser abzusichern?

Ja, das ist es sicher auch, Stichwort «bedingungsloses Grundeinkommen». Doch es läuft in der Politik nach wie vor in eine völlig falsche Richtung. Es geht nur um Beschäftigungspolitik, um Jobs statt um Produktivität und Arbeit. Und auch die Gewerkschaften tun sich schwer damit, so etwas wie selbständige Arbeit bzw. Selbständigkeit überhaupt wahrzunehmen. Als ob es da keine Notwendigkeit einer Interessenvertretung, einer gemeinschaftlichen Organisation, eines Solidarprinzips gäbe. Solidarität heisst: Alle müssen sich aufeinander zu bewegen. Für sich selbst ist jede/r Einzelne selbst verantwortlich. Ich würde mal behaupten, das DIY-Prinzip kann insgesamt das Bewusstsein dafür stärken, dass wir alle politische Menschen sind. Und auch politisch handeln müssen.

Das Selbermachen lokalisiert sich in Deutschland stark auf die Kultur- und Kreativszene, die sich auf rund eine Million Dienstleister beziffern lässt. Ist es nicht allzu zu sehr linke Romantik, bei dieser

Man begreift nur, was man selber machen kann, und man fasst nur, was man selbst hervor bringen kann.

Johann Wolfgang von Goethe

Größenordnung anzunehmen, das Selbermachen könne eine Gesellschaft revolutionieren?

Es geht um kleine Schritte. Und wie schon die amerikanische Künstlerin Lisa-Anne Auerbach in ihrem gleichnamigen Manifest schrieb: «Don't Do It Yourself – Do It With Others!». Man kann doch gar nicht alles selber machen und schon gar nicht alles gut. Das ist auch nicht Sinn und Zweck. Vielmehr geht es um positive Signale, um einen Gegenentwurf und um ein Gemeinschaftsgefühl. Die Frage ist: Was wollen und was können die Leute heute? Wir haben mehr denn je im Amateurbereich ein Wissen, das manchen Profi in den Schatten stellt. Durch das Selbermachen wachsen ein Fach- und ein Spezialwissen, die gesamtgesellschaftlich von hohem Wert und Nutzen sind. Zumal der Zugang zu institutionalisiertem Wissen limitiert wird, damit es als Marktwert gehandelt werden kann. Umso wertvoller sind daher die Commons, ein offenes Wissen, offene Werkzeuge ...

Indem aber vieles selber gemacht wird, lassen sich Arbeitsfelder nicht mehr klar umranden. Einerseits steigen die Eigenverantwortung und die Spezifizierung im Berufsleben, andererseits soll man alles selber machen können. Gefährdet das nicht auch ein Verständnis von Berufen und Berufsgruppen?

Sicher müssen sich Fachleute mitunter auch gefallen lassen, dass ihnen Amateure, die auf einem alternativen Bildungsweg bzw. DIY entsprechendes Fachwissen erworben haben, auf die Finger schauen. Aber das gefährdet nicht automatisch den Status einer Fachausbildung. Es geht doch darum, was könnte bzw. kann man noch können? Vielleicht kann man noch mehr und anderes als das, wozu man ausgebildet worden ist. Es geht darum, Neues auszuprobieren und zu lernen. Natürlich sollte es nicht darauf hinauslaufen «alle können alles, nur leider nicht wirklich gut». Nicht alles lässt sich über eine Amateur-Kultur abdecken.

Das Selbermachen wurde viel als neuer Weg im Kapitalismus bezeichnet, indem man diesen nicht

mehr per se kritisiert, sondern nach neuen, sozialen und gerechten Wegen darin sucht. Erleben wir gerade einen Paradigmenwechsel?

Vermutlich ja. Es geht um neue, langfristige Wege, damit Nachhaltigkeit gesichert und ein neues Bewusstsein gestärkt wird. Wichtig ist, dass die Leute wieder an Prozessen beteiligt sind. DIY ist eine Chance, weil man aus Erfahrungen der anderen über das Zusammenmachen lernt. Transparenz ist dabei enorm wichtig. Denn warum spenden die Leute beispielsweise so ungern auf Konten? Weil sie nicht genau wissen, wo es ankommt. Wenn ich etwas rein gebe, will ich wissen, was dabei herauskommt. Dafür steht das Selbermachen.

Es geht darum, Neues auszuprobieren und zu lernen. Natürlich sollte es nicht darauf hinauslaufen «alle können alles, nur leider nicht wirklich gut».

Das DIY-Prinzip wurde vor allem durch die Punk/Hardcore-Szene in den 1980er Jahren populär. Es stand für eine Verweigerung vor den Marktmechanismen der Konzerne. Kann man sich diesen überhaupt entziehen? Inwiefern greifen Konzerne den Gedanken individuell angefertigter Produkte wieder auf und produzieren anschließend in Serie?

Zunächst einmal ist keine Gegenkultur frei von ökonomischen Zwängen. Jede Subversion muss sogar ihr Marketing und ihren Markt entwickeln, wenn sie langfristig erfolgreich sein will, das haben die amerikanischen Soziologen Heath und Potter in «Nation of Rebels» sehr schön beschrieben. Zum zweiten Punkt: Warum sollen gute Produkte, ein kluges Design nicht von mehr Leuten benutzt werden dürfen? Darin kann man ja einmal etwas Positives sehen. Die Frage ist doch eher: Zu welchen Konditionen? Wer verdient, wer trägt die Kosten? Wichtig sind gute Ideen, die auch anderen etwas bringen. Wenn es um eine DIY-Revolution gehen soll, braucht man sicher eine Art Grundvertrauen, dass es eine kritische Masse gibt, die bewusst anders leben und handeln will. ■

Do It Yourself

Der Begriff «Do It Yourself» erschien erstmals 1912 in der amerikanischen Zeitschrift «Suburban Life» und wurde in den 70er Jahren von der Linken aus dem Begriffsrepertoire des Heimwerkermarktes der 50er Jahre entlehnt.

Gleich mehrere Bücher sind 2011 erschienen, die sich dem neuen Do It Yourself-Trend widmen: «Hab ich selbst gemacht» (Susanne Klingner), »Ich schraube, also bin ich» (Matthew B. Crawford), «Urban Gardening» (Christa Müller) sowie die zwei Sammelbänder «Craftista» und «Do It Yourself – die Mitmach-Revolution».